



Feuer!

Ich hatte mal wieder etwas Zeit um an dieser Geschichte weiter zu arbeiten.

Feuer! Ich hörte das Krachen des Holzes, dass unter dem gefräßigen Ansturm der Flammen zerbarst. Eine rotgelbe Hölle tobte um mich herum. Rauch und Hitze raubten mir meinen Atem, meine Augen brannten entsetzlich. Ich musste raus hier, sofort! Ich wollte los rennen, doch irgendetwas hielt mich fest. Todesangst packte mich, ich kämpfte um mein Leben. Schreien konnte ich nicht mehr, nur ein Krächzen, vermischt mit einem würgenden Husten drang aus meiner Kehle. Verzweifelt wehrte ich mich gegen die unsichtbaren Fesseln, die mich umklammerten und meine Flucht verhindern wollten.

Die Hitze wuchs, ich konnte spüren wie sich meine Haut langsam auflöste, der Schmerz ließ mich stumm brüllen, lautlos schreien. Mit einer letzten Anstrengung warf ich mich gegen die Fesseln – und wachte auf!

Ich keuchte, als wäre ich gerade einen Hundertmetersprint gerannt. Bettzeug und Schlafanzug waren nass von meinem Schweiß. Ein Albtraum, dachte ich erleichtert. *Der Albtraum.* Er verfolgte mich seit meiner frühesten Kindheit. Und das nicht nur im Schlaf. Eine Kerze anzuzünden war für mich im wahrsten des Wortes eine Feuerprobe.

Offenes Feuer löste Panikattacken aus, die bei meinen Eltern auf Unverständnis stießen.

„Jetzt stell dich mal nicht so an“, herrschte mich mein Vater an, als er die Kerzen am Weihnachtsbaum entzündete und ich die größte Mühe hatte, nicht schreiend aus dem Wohnzimmer zu laufen. Schließlich war Weihnachten, da verursacht man keinen Familienkrach. Wie immer war ich der Meinung, meine Eltern verstünden mich nicht. Es waren ja auch nicht meine richtigen Eltern. Als ich elf Jahre alt war, vermittelte mich das Jugendamt, nach dutzenden Fehlschlägen, in diese Familie. Gut situiert und streng katholisch. Genau die richtige Umgebung für ein sozial auffälliges Kind wie mich. Ich wurde nicht gefragt. Ich hatte dankbar zu sein.

Mit den Gedanken an etliche Strafaktionen, die auf meine Widersetzlichkeit folgten, wie Hausarrest, Essensentzug oder Leseverbot, setzte ich mich also brav auf meinen Platz, fixierte den Weihnachtsbaum, bereit beim ersten Funken aus dem Zimmer zu stürzen.

Dieses Fest mit seinen vielen brennenden Kerzen würde auch vorbei gehen. Den Gedanken an das Osterfeuer schob ich weit von mir, bis dahin war noch Zeit. Doch die Nacht kam, ob ich es wollte oder nicht. Ich sträubte mich gegen das Einschlafen, zählte keine Schäfchen sondern Pferde, die über hohe, bunte Hindernisse sprangen. Vergeblich. Der Schlaf zog mich in die Welt, die ich so sehr fürchtete. Es wurde heiß um mich herum, diesmal glaubte ich sogar Stimmen zu hören, die mir etwas zuriefen.

Verstehen konnte ich sie nicht, mir kam es sogar so vor, als würden sie eine andere Sprache sprechen. Doch sonst war es wie immer. Die Hitze, die Angst, das Erwachen und die anschließende Erleichterung, dass es nur ein Traum gewesen war. In der Schule war ich unkonzentriert, ließ in meinen, ohnehin nicht gerade glänzenden, Leistungen nach.

Eines Nachmittags, ich brütete gerade über mir völlig unverständliche Mathehausaufgaben, kam mein Vater in mein Zimmer. „Wir fahren mit dir zum Arzt, zieh dich bitte um.“

„Arzt? Ich bin nicht krank.“ Ich hasste Ärzte. Warum, wusste ich nicht. Vielleicht weil ich schon häufig sehr krank gewesen war. Mein Talent für Unfälle und Verletzungen führte ebenfalls zu zahlreichen Besuchen bei Ärzten.

„Es ist ein besonderer Arzt, Karin, jetzt mach dich bitte fertig.“

Ich kannte diesen Tonfall. Er ließ keinen Widerspruch zu oder es hagelte Verbote. Mürrisch packte ich meine Schulsachen zusammen und zog mich um.

In der Diele wartete meine Mutter bereits. „Papa holt schon das Auto. Wieso hast du nicht die Jeans angezogen, die ich dir herausgelegt habe?“

„Ich mag die nicht. Was hast du gegen meine Leggings?“

Der Blick meiner Mutter verhieß nichts Gutes. „Die Leggings sind nur für den Sportunterricht gedacht. Damit



Feuer!

rennt man doch nicht in der Stadt herum. Darüber reden wir noch. Los jetzt, Papa wartet bestimmt schon.“
Schweigend folgte ich meiner Mutter die zwei Stockwerke hinunter, vor die Haustüre wo mein Vater den Wagen geparkt hatte, einen alten Citroën Kombi, liebevoll „Bully“ genannt. Die Fahrt verlief schweigsam, ich erkannte dass wir nach Rheinberg fahren, wo ich auch in die Realschule ging. Mein Vater bog an der zweiten Kreuzung nach rechts ab, neugierig blickte ich hinaus. Diese Gegend kannte ich nicht, die Häuser schienen alt zu sein. Es sah hier sehr vornehm aus.

Mein Vater parkte in einer Einfahrt und meine Mutter stieg aus. „Wir holen dich in zwei Stunden wieder ab“, war alles was sie zu mir sagte, als sie mir die Tür öffnete.

„Ja, aber ihr lasst mich doch nicht etwa alleine oder?“ Mit aufsteigender Panik startete ich auf den Eingang des Hauses. Ein großes Schild prangte darauf.

„Dr. Matthias Solbeck“ stand dort geschrieben. Darunter konnte ich das Wort Psychiater erkennen. Ich drehte mich um. Meine Mutter saß schon wieder im Auto, schloss soeben die Beifahrertür und mein Vater fuhr los! Ich starrte dem Wagen hinterher und konnte es nicht fassen. Noch nie war ich ohne meine Eltern bei einem Arzt gewesen. Sie wussten doch, wie viel Angst ich vor denen hatte.

„Hallo, wer bist du denn?“, fragte eine Stimme hinter mir. Als ich mich wieder zum Haus drehte, sah ich eine Frau in der Tür stehen. Sie trug einen weißen Kittel und lächelte mich freundlich an.

„Ich – ich bin Karin. Meine Eltern haben mich hergefahren weil ...“ Meine Stimme versagte.

„Ach ja, Alkämper, dann komm mal mit rein.“ Verwirrt folgte ich ihr in den hohen, düsteren Flur. Sie öffnete eine Tür, gleich gegenüber der Haustür.

„So, hier kannst du noch etwas warten, ja? Es dauert nicht lang.“ Damit verschwand sie und ich sah mich um. Das Wartezimmer sah genauso aus, wie bei anderen Ärzten. Stühle, zwei Tische, auf denen Zeitschriften lagen, in einer Ecke eine Kiste mit Kinderspielzeug. Hier roch es allerdings nicht, wie sonst üblich, nach Medikamenten und Desinfektionsmitteln. Natürlich wusste ich, was ein Psychiater war, er behandelte Menschen, die nicht ganz richtig im Kopf waren. Warum war ich dann hier?

Ich schaute mir die Zeitschriften an. Autos, Mode und Kochen, nee, das war nichts für mich. Also hockte ich mich auf einen Stuhl und hoffte, dass die Warterei nicht zu lange dauerte. Wartezimmer bei Ärzten waren normalerweise immer voll. Hier war ich mutterseelenallein. Merkwürdig. Zwei Stunden, hatte meine Mutter gesagt. Die Tür öffnete sich wieder, diesmal stand ein Mann dort. Groß, ziemlich dünn und vielleicht um die fünfzig Jahre alt, sein graues Haar war schon stark gelichtet, eine Brille mit randlosen Gläsern saß auf seiner Nase.

„So, du bist also Karin, ja? Dann komm mal mit.“, sagte er lächelnd. Mit einem ziemlich flauen Gefühl im Magen folgte ich dem Doktor. Er führte mich in ein gemütliches Zimmer. An den Wänden hingen abstrakte Bilder, eine Couch stand quer davor, ein niedriger Tisch und ein Sessel vervollständigten die Ausstattung. Fehlt nur noch der Fernseher, dachte ich. Der Sessel sah bequem aus, doch in dem nahm der Doktor jetzt Platz. blieb noch die Couch, also setzte ich mich dahin und wartete ab.

„Ich bin Dr. Solbeck, Karin“, stellte sich mir der Doktor vor, während er vom Tisch einen Notizblock und einen Füller nahm. „Du fragst dich sicher, warum du hier bist?“

„Ich bin nicht krank!“ stieß ich hervor. „Im Kopf, meine ich. Ich weiß nicht, was ich hier soll.“

Dr. Solbeck lächelte freundlich. „Natürlich bist du nicht krank, dass weiß ich doch. Aber deine Eltern machen ziemliche Sorgen um dich, und deswegen bist du hier.“

„Pflegeeltern“, sagte ich trotzig. „Die machen sich nie Sorgen um mich, nicht mal, wenn ich wirklich krank bin.“
Mir fielen die zahllosen Nächte auf dem Küchenboden ein. Immer wenn ich eine meiner „eingebildeten“ Bronchitis bekam, quartierten mich meine Pflegeeltern aus dem Kinderzimmer aus, und ich verbrachte die Nächte dann auf einer unbequemen Liege oder Luftmatratze, damit meine Schwester ruhig schlafen konnte. Aber das konnte der Doktor ja nicht wissen.

„Gut, also Pflegeeltern. Du magst sie wohl nicht besonders?“



Feuer!

Blöde Frage, dachte ich. „Haben die das gesagt? Dass ich sie nicht mag?“

„Nein, deine Eltern – entschuldige, Pflegeeltern haben nichts dergleichen gesagt. Sicher täuschst du dich da auch. Sie wollen nur das Beste für dich.“

„Ach ja? Da bin ich aber anderer Meinung. Das Beste ist, sie lassen mich einfach in Ruhe. Ist doch ganz einfach.“

Der Doktor schrieb etwas in seinen Notizblock. Dann lächelte er wieder und sagte: „Das ist leider nicht so einfach, Karin. Ich möchte, dass du mir einfach etwas über dich erzählst. Ich weiß, dass du häufig Alpträume hast. Willst du nicht, dass sie aufhören?“

Ich verschränkte die Arme vor der Brust, das tat ich immer, wenn etwas persönlich wurde. „Doch, will ich. Sie sind schlimm, ich fürchte mich vor dem Einschlafen.“ Eigentlich hatte ich das gar nicht sagen wollen, doch der lächelnde Doktor brachte mich wohl dazu.

„Na siehst du. Das ist doch schon ein Anfang. Ich werde dir helfen, dass diese Träume aufhören, einverstanden?“

„Wie wollen sie das machen? Können Sie zaubern?“

Jetzt lachte er. „Nein, das kann ich leider nicht. Hast du schon mal was von Hypnose gehört?“

Natürlich hatte ich, und es beruhigte mich überhaupt nicht. Ich sah mich schon alle möglichen verrückten Dinge tun, während sich der Doktor, oder auch meine Pflegeeltern über mich kaputt lachten. „Auf keinen Fall! Da mache ich nicht mit“, erwiderte ich entschieden.

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).